

Buch des Monats

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **91 (2011)**

Heft 985

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

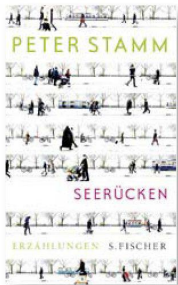
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Buch des Monats: Schweiz



Die Rückseite von Novellen

Peter Stamm: Seerücken.
Frankfurt a.M.: S. Fischer, 2011.

Den Duktus von Peter Stamms Erzählungen meint man zu kennen: die scheinbar kunstlose Sprache voller Wiederholungen, die doch alles so sachgenau benennt, die enge Alltagswelt, an der seine Figuren klanglos scheitern, das Warten und die Leere in diesen Geschichten, die so ereignislos sind und den Leser gleichwohl unwiderstehlich mitziehen.

Auch in Stamms neuem Erzählband kommt einem manches vertraut vor. Mustergültig etwa die erste Geschichte «Sommergäste», in welcher der Ich-Erzähler sich in ein zerfallendes Kurhaus in den Bergen zurückzieht, um eine Arbeit über Gorki zu schreiben, und an dem kargen Ort als Betreuung nur eine einzelne, rätselhafte Frau vorfindet. Obwohl weder die Wasser- noch die Stromversorgung funktionieren, bleibt er hängen, gebannt von dieser Person, deren widersprüchliches Verhalten seine Phantasie erregt und die sich dennoch jeder Annäherung entzieht. Eines Morgens ist die Frau plötzlich verschwunden, und der Erzähler erfährt von einem unvermittelt auftauchenden Konkursbeamten, dass das Hotel seit dem letzten Herbst stillgelegt sei. Zwanzig Seiten lässt Stamm uns hier darauf warten, dass etwas geschieht – vergeblich. Und doch: Im Hintergrund der Geschichte, irgendwo muss da etwas sein, eine unerhörte Begebenheit, ob sie die Frau betrifft oder das Kurhaus oder wen auch immer. Aus einem solchen unsichtbaren, opaken Kern lässt Stamm seine Geschichten immer wieder wachsen und führt uns damit gleichsam auf die Rückseite einer Novelle.

«Seerücken» heisst der Band. Der Titel verweist untergründig auf das Rückseitige dieser Geschichten, doch zunächst bezeichnet er die Umwelt, in welcher der Autor die meisten spielen lässt, den hügeligen Landstrich am Untersee zwischen Kreuzlingen und dem bereits zürcherischen Stammheim. Freilich, wer den Zauber des Thurgauer Hinterlandes lesend erfahren will, greift besser zu den Büchern Beat Brechbühls. Peter Stamms Erzählungen hingegen berichten von einem beklemmend jetzzeitigen Seerücken, in den die Agglomeration Konstanz-Kreuzlingen hineinwuchert, von einer nur noch halb ländlichen Welt zwischen Gemüsegärtnereien, stillgelegten Industriebetrieben und schummrigen Vorstadt-Bars. Eine Rückseite auch hier, die Rückseite der Schweiz von heute.

Kein Wunder, bleiben Stamms Figuren in einem rückseitenhaften Dasein gefangen, der Ausbruch daraus ein rasch zersplitternder Traum. Der Portier des Gewerbeareals wird nie sein Bed & Breakfast in Kanada eröffnen, und der Versuch der Klavierlehrerin, den Chefdirigenten des Musikkollegiums mit Rachmaninow zu beeindrucken, mündet in ein Debakel. Die Präzision, mit der diese Geschichten erzählt werden, lässt vergessen, wie berechenbar sie im Grunde angelegt sind.

Allerdings lässt der Autor diesmal nicht alle Figuren in der Enge stranden. Wenn nicht der Ausbruch, so doch eine verändernde oder verstörende Erfahrung wird dem einen oder andern zuteil. Dem über Gorki schreibenden Gast im leeren Kurhaus etwa oder der Mutter, die sich erinnert, wie sie als Mädchen von zu Hause davongelaufen ist und allein im Wald gelebt hat, oder dem Pfarrer, der in seiner verstockten Bodenseegemeinde kein Gehör findet, bis er eines Sonntags vor leeren Bänken predigt und hernach draussen im Nebel den Möwen das Abendmahl spendet. Es sind dies die interessantesten, aber auch heikelsten Stücke des Bandes. Den Farben, die Stamm hier benutzt, fehlt jene letzte persönliche Tönung, die seine Texte da haben, wo er Grau in Grau malt. Auch sprachlich lässt die Trittfestigkeit nach. In der Waldgeschichte lesen wir Sätze wie «Sie berührt den Stamm einer Buche, ihre kühle silberne Rinde», und die Erzählung vom Pfarrer endet mit den Worten: «Nach vielen dunklen Wochen sah er endlich das Licht.» Solche Anflüge von Sonntagsschulprosa mögen quer in dem sonst so stimmigen Band stehen – als Leser verfolgt man es jedenfalls gerne, wenn der Autor immer neue Belichtungen, neue Blickrichtungen erprobt. ◀

Virgilio Masciadri

ist Privatdozent für Klassische Philologie und Religionsgeschichte an der Universität Zürich und Mitherausgeber der Literaturzeitschrift «orte».



Der Stoff, aus dem die Bestseller sind

Hernán Rivera Letelier: Die Filmerzählerin.
Berlin: Insel, 2011.

Wie gerne wäre man dabei! Wie betörend wäre es, die Zeitmaschine auf den Beginn der sechziger Jahre einzustellen und in die namenlose Salpetersiedlung in der nordchilenischen Atacama-Wüste zu reisen! Denn dort lockt grosses Theater: Ein zehnjähriges Mädchen erzählt vor einem kleinen Publikum Filme nach und spielt (mit Hilfe einer ganzen Kiste voller Requisiten) die Stars von Charlie Chaplin über Marilyn Monroe bis zu Charlton Heston an die Wand ihrer ärmlichen Wellblechhütte. Der Grund dafür ist freilich trostlos: Einem aufgrund eines Unfalls gelähmten und von seiner Frau verlassenen Minenarbeiter fehlt das Geld, mit seinen fünf Kindern das örtliche Kino zu besuchen. Es reicht jeweils nur zu einer einzigen Eintrittskarte. Und so wird Maria Margarita, die einzige Tochter, dazu auserkoren, dem Vater und den älteren Brüdern jeden Film frisch ab Leinwand vorzuführen. Die «Filmerzählerin» macht ihre Sache so gut, dass sie bald vor zahlendem Publikum auftritt. Manche Bewohner der Siedlung ziehen die Nacherzählung dem Original sogar vor, einige bestellen sich die junge Virtuosa, die bald Visitenkarten druckt und sich «Hada Delcine» (die Fee aus dem Kino) nennt, für Privatvorführungen zu sich nach Hause.

Der sechzigjährige chilenische Autor Hernán Rivera Letelier ist in der Atacama-Wüste aufgewachsen und hat dreissig Jahre lang selber in den Salpeterminen gearbeitet. Seit seiner Jugend schrieb er Gedichte und Erzählungen, doch veröffentlichen konnte er erst spät. 1994 gelang ihm der Durchbruch mit dem Roman «La reina Isabel cantabarrancheras» (deutsch: «Lobgesang auf eine Hure»), der mit einem chilenischen Buchpreis ausgezeichnet wurde. «Die Filmerzählerin» belegte in Chile Platz 1 der Bestsellerliste und soll demnächst vom brasilianischen Regisseur Walter Salles («The Motorcycle Diaries – Die Reise des jungen Che») verfilmt werden.

Dabei möchte man doch gerne zunächst in aller Ruhe dem bestechenden Experiment folgen, den Film ins geschriebene Wort zu verwandeln. Der Spieleinsatz des Buches ist gleichsam die Umkehrung der Literaturverfilmung: die «Verbuchung» von Filmen. Zu gern liesse man sich von der Filmerzählerin (und ihrem gefeierten Erfinder) Klassiker wie «Ben Hur» oder hierzulande weniger bekannte mexikanische Produktionen des mittleren 20. Jahrhunderts wie «Guitarras de medianoche» mit Lola Beltrán schildern, um die eigene Phantasie zu beflügeln. Das wäre schöner als Kino.

Doch daraus wird nichts. Zwar werden der «O-beinige Gang» von John Wayne, die «unglaublichen Grimassen» von Jerry Lewis und der «Augenaufschlag» von Marilyn Monroe erwähnt, aber das ist sogar für Kinomuffel kalter Kaffee. Über die göttlichen Details der siebten Kunst – Dialoge, Licht, Kameraführung, Landschaften, Verfolgungsjagden, Gegenschnitte... – erfahren wir nichts. Das Buch erzählt um die Filme herum.

Der Roman hat zudem ein Perspektivenproblem. Dass die Filmerzählerin selber von ihren Auftritten schwärmen muss, wirkt unweigerlich ungenau. Eine Figur aus dem Kreis der begeisterten Zuschauer – vielleicht ein Nachbarsjunge, der sich in die Künstlerin verliebte – könnte das Grandiose der Auftritte wohl glaubwürdiger schildern als die Filmfee selber. Und doch ist «Die Filmerzählerin» ein Publikumserfolg und eine ideale Vorlage für einen populären Film, denn Rivera Letelier kennt mindestens drei mächtige Ingredienzien des Bestsellers. Nicht dass diese Elemente das gute Geschäft garantieren würden, aber sie bahnen ihm den Weg.

Wellenreiten: man übernehme ein Motiv, das bereits gestochen hat. In «Balzac und die kleine chinesische Schneiderin» von Dai Sijie werden zwei chinesische Gymnasiasten zu Beginn der siebziger Jahre im Zuge der Kulturrevolution zu Zwangsarbeit auf dem Land verdonnert. Nur weil sie begnadete Filmerzähler sind, erobern sie sich ein Stückchen Freiheit: Sie werden vom Ortsvorsteher in ein Kino in der nächsten Stadt geschickt, damit sie den dort gezeigten Film dem ganzen Dorf erzählen.

Michael Pfister

ist promovierter Philosoph und Literaturwissenschaftler. Er arbeitet als Lehrer, war von 2003 bis 2010 Gesprächsleiter der «Sternstunde Philosophie» (SF) und lebt zurzeit in Mexiko-Stadt.

Noch interessanter ist ein Zusammenhang, der von Rivera Letelier selber angesprochen wird: von den Nazis deportierte Juden hätten den besten Erzähler durch einen Schlitz in der Zugwand schauen und die vorbeiziehende Landschaft schildern lassen. Der Plot der «Filmerzählerin» erinnert in der Tat auch etwas an Jurek Beckers Klassiker «Jakob der Lügner». Doch dass der Ghetto-Insasse Jakob sich ein Radiogerät erdichtet, dessen imaginäre Meldungen über das Vorrücken der russischen Armee den Leidensgenossen Hoffnung spenden, eröffnet bei Becker das weite Feld der Fragen nach der moralischen Zulässigkeit des Lügens und dem Verhältnis zwischen Fiktion und Realität. Damit verglichen bleibt «Die Filmerzählerin» ein pittoresker Einfall.

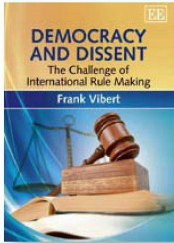
Zwischen Trauma und Traum: Maria Margaritas Lebenslos könnte kaum elender sein. Die Mutter (als Variétéänzerin das grosse Vorbild) durchgebrannt, der Vater verkrüppelt. Auch ihr Talent bringt ihr kein Glück: der vielgehasste Geldverleiher der Siedlung bestellt das Mädchen zu einer Western-Nacherzählung in sein Haus und missbraucht es. Als die ersten Fernsehgeräte in der Siedlung eintreffen, verblasst der Zauber des Kinos und damit auch des Filmerzählens. Vater und Brüder werden im Schnellverfahren von Schicksalsschlägen ereilt wie in einem Roman von John Irving (wenn auch weniger amüsant). Die Salpeterminen werden geschlossen. Die Protagonistin bleibt als schemenhaftes Relikt in der verlassenen Geisterstadt zurück.

Doch das Trauma hebt sich tröstlich im Traum auf. Die Funktion der Kunst (des Films, der Filmerzählung, der Literatur) ist es, die bittere Wirklichkeit süss und heiter zu machen. Shakespeares «Stoff, aus dem die Träume sind» wird einigermassen simpel in eine Gleichung zwischen menschlichem Dasein und Kino umgemünzt: «Wir sind der Stoff, aus dem die Filme sind.»

Magischer Minimalismus: die lateinamerikanische Literatur ist berühmt für den «magischen Realismus» – etwa in den Werken des Guatemalteken Miguel Ángel Asturias, des Kubaners Alejo Carpentier oder des Kolumbianers Gabriel García Márquez. Hernán Rivera Letelier praktiziert eher einen magischen Minimalismus. Die Kapitel sind karg wie das Gras der Pampa, die einzelnen Sätze wie in Stein gemeißelt. Schwere Schicksale, lange Leidensgeschichten werden auf ein paar Zeilen zusammengefasst, Figuren mit ein paar Strichen festgelegt – wie die Wüste eigentlich aussieht, klingt und riecht, welche Kleinigkeiten das tägliche Überleben in ihr erschweren, spielt in diesem Text keine Rolle. Ebenso wenig werden politische oder wirtschaftliche Hintergründe des Lebens der Salpeterschürfer angesprochen.

Auch heute haben ausnahmsweise noch opulente Schreiber Erfolg, die in Einzelheiten und auf Nebenpfaden schwelgen und ihre Geschichten und Episoden irrgärtnerisch ineinander verschachteln – etwa Rivera Leteliers Landsmann Roberto Bolaño. Von Rivera Letelier selbst gibt es mitteilungsfreudigere, verspieltere Texte, etwa den Roman «El Fantasista» über die Bedeutung des Fussballs in den nordchilenischen Salpetersiedlungen. Es entspricht aber dem Geist unserer auf Abstracts versessenen Zeit, dass auch die Literatur abmagert. Das vielbeschäftigte Publikum schätzt die Reduktion auf das Wesentliche. Als schön gilt das Lapidare, Stilisierte. Die überzeugende deutsche Übersetzung von Svenja Becker erfasst diesen Zug des Romans sehr genau und sucht gar noch konsequenter nach schlanken Formulierungen, um der Figur der Filmerzählerin jene freche Frische zu verleihen, die ihr zukommt. Damit klopft sie dem Original den stilistischen Wüstenstaub ab, dennoch wirkt der Text nach schwungvollem Beginn je länger, desto mehr wie ein blosses Exposé.

«Die Filmerzählerin» hätte ein Buch über das Geheimnis der Kunst und die Verwandlungen von Wort und Bild werden können. In der bekömmlichen Reduktion auf die Skizze eines menschenfeindlichen Himmelsstrichs und den Grundriss zahlreicher Schicksalsschläge bleibt es bittersüßes Kunsthandwerk. ◀



Weltkonstitutionalismus

Frank Vibert: Democracy and Dissent.
The Challenge of International Rule Making.
Northampton: Edward Elgar Publishing, 2011.

Vom Klimaschutz über Unternehmensethik bis zum Geschlechterverhältnis: dem «Normalmenschen» ist kaum klar, wie sehr sein Leben bereits von internationalen Institutionen geprägt ist. Während die wirtschaftliche Globalisierung sich für jedermann in Arbeitsleben und Konsum bemerkbar macht, gilt dies nicht in gleicher Masse für die politische Globalisierung. Wie soll sie gestaltet sein?

Abstrakt formuliert, scheint die Antwort einfach: Ein von freiheitlich-demokratischen Werten geleitetes Gemeinwesen braucht Verfassungsregeln, denn politische Macht muss beschränkt sein. In diesem Falle hiesse das, einen Weltkonstitutionalismus zu fordern. Das klingt freilich utopisch und ist auch nicht wirklich wünschenswert. Zu divers sind die Interessen, zu bürgerfern die «Weltebene», als dass es mehr als interstaatliche Vertragslösungen geben könnte.

Viele Staaten – und darunter wirtschaftliche Schwergewichte wie China und Russland – folgen in ihrem Gebaren keinen freiheitlichen Zielsetzungen. Die Menschenrechte, die einer internationalen Ordnung zugrunde liegen müssten, werden von ihnen oft mit den Füßen getreten. Selbst wenn nun auch diese Länder eine zunehmend weltpolitische Haltung ausprägten, bliebe die Legitimation eines internationalen Regelüberbaus noch immer so schwach, dass er den notwendigerweise stärker demokratisch legitimierten Nationalstaaten ernsthafte interne Demokratieprobleme bescherte. Will man diese Probleme umschiffen, indem man konsequenterweise gleich einen Weltstaat fordert, in dem für alle verbindliche, gleiche Regeln gelten – und seien sie auch am Modell des Minimalstaats orientiert –, so schafft man damit den Wettbewerb der Systeme ab. Dieser aber macht Fortschritt erst möglich.

Das Ziel sollte deshalb bescheidener sein. In seinem Buch «Democracy and Dissent» hat der britische Verfassungsökonom Frank Vibert genau diese Bescheidenheit zum Motto erhoben – ohne dabei das Ziel aus den Augen zu verlieren. Der Aktionismus im Kampf gegen den Klimawandel illustrierte, so Vibert, dass zu weitreichende weltpolitische Vorhaben übersteigerte und falsche Erwartungen schürten. Je internationaler politische Institutionen seien, desto wichtiger sei die strikte Fokussierung auf tatsächlich gemeinsam erreichbare Aufgaben. Der expertokratische (und damit bisweilen undemokratische) Ansatz weltgouvernementalen Denkens, der auch heute noch viele Akteure in der UN antreibt, sollte durch Regelfindungen ersetzt werden, die die bestehende Pluralität in dieser Welt anerkennen.

Zum zweiten schlägt Vibert vor, die bestehenden Institutionen in ihrem Kern zu akzeptieren und vorsichtig zu reformieren. In der Tat könnten die sich überlappenden und oft unklar abgegrenzten Kompetenzen dieser Institutionen sowie ihre teilweise Ineffizienz dazu verleiten, eines Tages den grossen und kohärenten Wurf im Sinne einer Weltregierung zu wagen. Dies wäre ein Akt der Selbstüberschätzung, dessen Ausgang von den typischen Effekten des utopischen Zentralismus begleitet würde: unbeschränkter Machbarkeitsglaube und Missachtung von Bürgerfreiheiten.

Drittens empfiehlt Vibert, sich in der geduldigen Arbeit der politischen Konvergenz zu üben. Eine konsequente Politik der Demokratisierung ist die Voraussetzung für das Funktionieren internationaler Institutionen. Der Wettbewerb der Staatsmodelle in diesem Rahmen sich überlappenden Rechtssysteme ist hierbei hilfreich, legt er doch ihre Stärken wie auch Schwächen offen und stiftet damit Orientierung. Die globale Wertegemeinschaft muss also organischer wachsen, als es manche der heutigen internationalen Sozialingenieure wahrhaben wollen. Aber sie allein kann den Traum vom Weltfrieden, den Kant vor über 200 Jahren träumte, realisieren: «Das Völkerrecht soll auf einem Föderalismus freier Staaten gegründet sein.» <

Detmar Doering

Detmar Doering ist
Leiter des
Liberalen Instituts
der Friedrich-
Naumann-Stiftung
in Potsdam.